

Im Schatten des Untergangs. Eine Kindheit in Memel

von Dietmar Willoweit

I.

Erinnerungen an Erlebnisse, die mehr als 50 Jahre zurückliegen, haben sich, ehe sie niedergeschrieben werden, längst zu symbolischen Bildern verdichtet. Sie vermitteln historische Wirklichkeiten in erster Linie ihrer Bedeutung wegen, Ikonen der Vergangenheit, während das Zufällige und Alltägliche überwiegend vergessen ist. Gilt das schon für weit zurückliegende Erfahrungen Erwachsener, so erst recht für die unmittelbar und naiv erlebte Welt der Kindheit. Oft erscheint jenen Menschen, die ihre frühen Lebensjahre frei von äußeren Spannungen verbringen durften, die Kindheit im Rückblick als Inbegriff von Geborgenheit und Harmonie und zugleich als Einheit von Raum und Zeit, innerhalb welcher sich eine persönliche Geschichte noch kaum erkennen lässt. Auf diese Weise den eigenen Ursprung zu verklären, ist Kindern, die in Kriegszeiten herangewachsen sind, nur in begrenztem Maße möglich. Wer in der Mitte der 30er Jahre geboren wurde, z.B. 1936, konnte in seinem Gedächtnis allenfalls einige dunkle, bruchstückhafte Eindrücke aus der Vorkriegszeit auffinden.

Solange ich denken konnte, war Krieg – Krieg als eine alltägliche, selbstverständliche Tatsache, vorerst freilich überwiegend weit entfernt, aber doch stets gegenwärtig als das beherrschende Thema der Erwachsenenwelt. Zuweilen dachte ich darüber nach, wie es wohl sei, wenn Frieden wäre – ohne Ergebnis. Was würde dann das Radio senden? Daher muss der Leser dieser Zeilen nicht überrascht sein, wenn vor allem von Bedrohlichem die Rede sein wird. Gewiss hat es auch die Idylle der Kindheit gegeben. Sie hätte das Bedrohliche in der Erinnerung vielleicht längst verdrängt, wenn alles anders gekommen wäre. So aber ist es schwierig, rückblickend die Schatten nicht zu sehen, die über dieser eigentümlichen Landschaft lagen und das Glück der Memeler, wieder zu Deutschland zu gehören, in Wahrheit verdunkelten. Ich versuche dennoch zu unterscheiden. Ein erster Abschnitt soll, soweit wie möglich, den unbeschwerten Kindheitstagen gewidmet sein und zugleich den Raum beschreiben, in dem das Kind seine ersten Erfahrungen sammelte. Dann wenden wir uns der damaligen Weltgeschichte zu, aus der Perspektive eines Fünf- bis Achtjährigen.

II.

Zur Familie dürfen die notwendigsten Informationen genügen. Der Großvater war, wie schon sein Vater, Postbeamter gewesen, aus Laukischken bei Labiau gebürtig. Sein ältester Sohn Ernst erwies sich auf der Schule in Memel als hoch begabt. Doch den eindringlichen Wunsch der Lehrer, ihn auf ein Gymnasium zu schicken, konnte die Mutter nicht erfüllen. Sie war 1915 Kriegswitwe geworden und hatte Mühe, vier Kinder „großzuziehen“, wie man früher sagte. Ernst aber machte seinen Weg auch ohne höhere Schulbildung – die mittlere Reife erwarb er später durch einen Fernkurs – und wurde Prokurist in einer noch vor dem Zweiten Weltkriege an den Stinnes-Konzern verkauften Handelsgesellschaft, kaum dass er das 30. Lebensjahr überschritten hatte. Angesehen und gut verdienend, teilte er seinen Optimismus und sein Selbstvertrauen, nicht zuletzt auch seinen immer noch ungestillten Wissensdurst der Familie mit. In dieser Atmosphäre aufzuwachsen, gab Sicherheit und half später über viele Jahre äußerster Beschränkung hinweg. Die Familienfeste in der Gastwirtschaft eines Großonkels in Janischken, vor allem aber das sommerliche Leben rund um die eigene Badebude auf der Kurischen Nehrung können nicht nur als Gegenstand der Erinnerung so schön gewesen sein. Heute glaube ich, dass meine Generation den letzten Zipfel einer viel langsamer ablaufenden Zeit zu fassen bekam, die seit dem Kriegsende allmählich durch eine andere Epoche abgelöst worden ist. Für die Memeler gehörte zu den beständigen Fundamenten ihres Daseins ein enges Verhältnis zu der dem Hafen gegenüberliegenden Nehrungslandschaft. Der Sandkrug war nicht nur ein Gasthof, sondern eine Gegend und ein Zustand, Inbegriff für Erholung und kindliche Freiheiten, wie sie die Stadt nicht zu bieten hatte. Das Strandleben gehörte im Sommer zum Alltag, nicht nur einer besonderen Ferienzeit. Man hatte Zeit genug dafür. Nach der Schule und hastigem Essen drängten sich große Mensentrauben, Frauen, Kinder und Kinderwagen vor allem, an den Fähren an der Dange, um noch einige Stunden des Tages am Meer zu verleben. Nicht der Strand allein, auch die sandigen Wege dorthin durch den Kiefernwald mit einem gelegentlich zuschauenden Elch formten das Sandkrugerlebnis, wie es die Memeler als ganz selbstverständlichen Teil ihrer Existenz betrachteten. Dass ich zuweilen auf der Nehrung in der Villa einer befreundeten Familie mit Blick auf den Hafen übernachten durfte, empfand ich dagegen schon damals als Privileg.

Aus kindlicher Perspektive erschien das städtische Leben in Memel trotz des Krieges weitgehend ungestört. Auch wenn offensichtlich nicht jeder Wunsch und Appetit befriedigt werden konnten, bot doch die Vielfalt der Geschäfte mit so wunderbaren Namen wie „Kaisers-Kaffee-Geschäft“ oder „Salamander“, ganz zu schweigen vom Kaufhaus Lass der altersbedingten Neugier und Phantasie ein genügendes Beobachtungsfeld. Noch mehr galt dies für den großen Markt mit den zahllosen kleinen Bauernwagen und den Fischkuttern, dessen regelmäßiger Besuch zu den alltäglichen Pflichten der Hausfrauen mit den Kindern im Gefolge gehörte. In der ersten Kriegshälfte und damit in meinen frühesten Erinnerungen sind Pferde noch allgegenwärtig. Nicht nur zu den Bauern gehörten sie ganz selbstverständlich. Auch in der Stadt hatte die Kutsche noch nicht ausgedient. Jedes Kind kannte und bewunderte die stattlichen schwarzen Rösser, die fast täglich den schwarzverhängten Leichenwagen mit dem daraufstehenden Sarg durch die Straßen zogen, oft gefolgt von Kutschen mit den Trauernden. Ehe die meisten Pferde für die Wehrmacht beschlagnahmt wurden, gab es zuweilen noch Lustpartien alten Stils. Unvergesslich sind die Fahrten mit dem Pferdeschlitten durch den tiefverschneiten Wald nach Försterei, zuweilen mit den Schlitten der größeren Kinder im Schlepptau. Ich denke, nicht nur Kinder waren mit dem Leben in Memel zufrieden. Kultur wurde ebenso viel geboten, wie eine preußische Provinzstadt dieser Größe vertrug. Früher als erlaubt lernte ich das Theater kennen. Ein mir illegal ermöglichter Blick auf die Gerichtsszene in Kleists „Kätchen von Heilbronn“ hat mich stärker beeindruckt als später „Peterchens Mondfahrt“ oder „Frau Luna“. Auch andere, damals geläufige Spektakel ließen Memel trotz seiner Randlage keineswegs aus. Die „Weißen Teufel“ auf dem Drahtseil waren zu bewundern und auf dem Jahrmarkt unglaubliche Zauberkünstler und sogar leibhaftige Inder mit echten Turbanen, die allerlei Kunststücke mit ihren Krummsäbeln vorführten. Vor allem aber muss es der Hafen gewesen sein, der zum Selbstbewusstsein der Memeler wesentlich beigetragen hat. Auch während des Krieges lagen dort Schiffe aus allen skandinavischen Staaten. Der Hafen ließ etwas von fernen Ländern ahnen, ja von der Größe der Welt, die es hinter dem endlos fernen Horizont der Ostsee gab.

Ebenso wie Sandkrug gehörte auch der Stadtwald im Norden mit dem langen Waldweg nach Strandvilla am Memeler Tief zu dem einem Schulkind schon bekannten Raum der Stadt. An jedem Totensonntag standen wir in der am Anfang dieses Weges gelegenen Gedenkstätte für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges vor der meinem Großvater

gewidmeten Steintafel. Auch das Dangetal mit Tauerlauken war ein beliebtes Ausflugsziel. Ob auch das weitere Umland die Memeler sehr interessierte, scheint mir zweifelhaft. Gewiss wird es verwandtschaftliche Beziehungen gegeben haben. In meiner eigenen Familie, unter den Nachbarn und Freunden ist mir niemand in Erinnerung, den es außer zum Beeren- und Pilzesammeln – wofür die heißgeliebte Kleinbahn gut war – hinaus aufs Land getrieben hätte. Man lebte in der kleinen Stadt am Haffausgang in einer ganz und gar städtischen Gesellschaft, mit dem Rücken nach Osten gleichsam. Und so blieben die Deutschen, die das Gesicht und Leben der Stadt prägten, auch weitgehend unter sich. Ich hatte keine Ahnung davon, dass in der Umgebung der Stadt eine überwiegend litauischstämmige, oft noch zweisprachige Bevölkerung wohnte. Ein Kind konnte davon auch nicht viel bemerken, unterschied sich die Sprachmelodie der im allgemeinen ja auch deutsch sprechenden litauischen Bauern nicht von jener der deutschen oder längst deutsch empfindenden Landbevölkerung. Ein einziges Mal wurde ich für einige Tage aus einem mir nicht mehr bekannten Grund aufs Land geschickt, nach Wilkieten. Ich habe viele Einzelheiten dieser für mich ungewöhnlichen Reise im Gedächtnis behalten: der kleine Bahnhof mit den wenigen Häusern daneben und gegenüber, die auf die Ankömmlinge wartenden kleinen Bauerngespanne und die anschließende Fahrt über das flache Land nach Osten, wo sich die so charakteristischen Einzelhöfe dieser Landschaft mit ihren Gärten und dem Vieh unter mächtigen alten Bäumen duckten – jedes dieser Anwesen wie eine kleine Welt für sich, völlig verschieden von allem, was ich bis dahin kennen gelernt hatte.

Denn eigentlich war ich ein schon weit gereistes Menschenkind, hatte durch den Beruf meines Vaters im Alter von sechs Jahren das unvergessliche Krakau kennen gelernt und mehrmals auch Königsberg besucht, wo es Straßenbahnen und einen Zoo gab und ein riesiges Schloss, durch dessen prächtige Räume ich auf Filzpantoffeln andächtig geschlurft war. Das Schönste aber war der Weg nach Königsberg. Er führte über das Kurische Haff nach Cranz-Beek, wo man vom Schiff in den bereitstehenden Zug zum Königsberger Nordbahnhof umstieg. Zwei kleine Dampfer habe ich in Erinnerung, die „Memel“ und die „Cranz“, mit welchen man an der schier endlosen Küste der Kurischen Nehrung mit dem ständigen Wechsel von Wald und Dünengebieten vorbeiglitt. In Schwarzort, Nidden und Rossiten legten die Schiffe an, zu den kleineren, dazwischenliegenden Fischerdörfern musste man sich ausbooten lassen. Die Nehrung südlich Sandkrug war nah und fern zugleich, geheimnisvoll für ein kindliches

Gemüt wohl schon deshalb, weil sie nur auf dem Wasserwege erreicht werden konnte; der nördliche Teil der Nehrung war für den Kraftfahrzeugverkehr gewöhnlicher Menschen, von denen ohnehin nur noch ganz wenige ein Auto besaßen, gesperrt. Die Memeler bevorzugten das näher gelegene Schwarzort als Sommerfrische. In meinen eigenen Erinnerungen haben sich Bilder aus dem alten Nidden erhalten. Im Sommer 1941, als der Krieg gegen Russland bevorstand, hielt es mein Vater für richtig, seine Familie auf die Kurische Nehrung in Sicherheit zu bringen, wohin er selbst im Ersten Weltkrieg mit seiner Mutter geflüchtet war. Wir bezogen ein Zimmer in einem der Fischerhäuser südlich der Kirche und erlebten den Alltag der Fischer ebenso mit wie die Beschäftigungen der Sicherheit und Erholung suchenden Städter. Fast alles, was ich über diesen frühen Nidden-Aufenthalt aus meinem Gedächtnis hervorkramen kann, hat mit Booten und Fischern, wunderbaren Gerüchen von Räuchereien und brackigem Wasser, mit Fischen und geräuchertem Aal zu tun. Auf den Wracks alter Kähne zu spielen, während sich die Mütter einem langweiligen Kaffee im Gasthaus Blode am Haff widmeten, rief wohl ungeahnte Gefühle von Freiheit wach, die von den sonst ordentlich behüteten Stadtkindern in ihrem Alltag unterdrückt werden mussten. Einmal nahmen mich die Fischer auf ihrem Kurenkahn mit hinaus aufs Haff, wo ich mich im Bug des Bootes verkroch und den schwer arbeitenden, hünenhaften Gestalten aus der Froschperspektive zusah. Letzter Blick in eine Vergangenheit, die bald für diese Menschen sehr konkret, als Lebensform aber überall in Mitteleuropa zu Ende gehen sollte.

III.

Vor der Schule hatte ich Angst. Die Mutter musste das brüllende Kind zur Anmeldung beim Direktor den kurzen Weg von der Baakenstraße zur Simon-Dach-Schule förmlich ziehen. Der fast fünf Jahre ältere Bruder hatte die bevorstehenden Schrecken überdeutlich an die Wand gemalt: Schläge konnte es dort geben, turnen musste man, und wehe, das misslang. Die Realität im ersten Schuljahr war zwar erträglicher als befürchtet. Aber eine Ahnung von etwas Bedrohlichem kam auf, das ich bisher nicht bemerkt hatte. Der Führer erschien mir bis dahin von unendlicher Größe und Güte, war er doch selbst nach Memel gekommen, um das Memelland wieder nach Deutschland zu holen. Nun aber stand vor mir täglich eine Lehrerin, von deren Begeisterung für den Führer, von dem sie oft erzählte, ich mich bedrängt fühlte. Einem

Mitschüler mit Namen Adolf, der im Rechnen versagte, verpasste sie unter dem Ausruf „Du trägst den Namen unseres Führers!“ kräftige Ohrfeigen. Aber nicht nur dieser Fanatismus, den ich aus meiner Familie nicht kannte, erzeugte Angst. Zur Aufrechterhaltung der Disziplin wurde nach uralter schulischer Tradition auch der Rohrstock eingesetzt, auch bei den Erstklässlern. Dabei gab es, was die Zahl der Schläge auf die ausgestreckte Hand betrifft, Steigerungsmöglichkeiten und Ansätze eines feinsinnigen Sadismus. Ein zwei Jahre älterer Freund und Spielkamerad musste eines Tages vor uns Abc-Schützen erscheinen, um die ihm zgedachten Hiebe mit dem Rohrstock vor unseren Augen zu empfangen. Der Schulbesuch war für mich mit Furcht verbunden, nicht zuletzt auch deshalb, weil schlechte Leistungen bestraft wurden und es mir nicht gelingen wollte, so schön zu schreiben, wie verlangt. Auch die stets gegenwärtige Mahnung „Wenn das der Führer wüsste!“ trug nicht dazu bei, die Ängste des Kindes zu mindern. An Führers Geburtstag aber durften auch wir Knirpse im Karree antreten und Lieder singen, wenn wir auch von den Reden nicht viel verstanden.

Ich weiß nicht, ob die meisten Menschen an Hitler glaubten, hatte aber keinen Grund, daran zu zweifeln. Jedenfalls gab es Unterschiede. Den aufdringlichen Nationalsozialismus meiner Lehrerin in der ersten Klasse musste ich nur ein Jahr ertragen. Ihre Nachfolgerin im nächsten Schuljahr war ein normaler, freundlicher, Vertrauen erweckender Mensch. In der Familie wurde die nationale Begeisterung des der Partei beigetretenen Vaters durch die litauische Herkunft der Mutter gemildert. Sie hat die politische Trunkenheit, die damals viele Deutsche befallen hatte, niemals richtig verstehen können. Aber so ganz genau wusste ich über ihre Herkunft aus Libau und Kaunas nicht Bescheid. In der Familie wurde nur deutsch gesprochen. Es war nicht gut, nicht Deutscher zu sein. Bedenkliche Gesichter der Nachbarn sind mir in Erinnerung. Aber auch, dass Kunos Vater in einem anderen Nachbarhaus eine wunderbare litauische Briefmarkensammlung besaß. Der litauische Hintergrund dieser Familie ist mir erst viel später klar geworden, als sich Kuno viele Jahre nach dem Kriege Kuno-bertas nannte. Mancher, dessen Eltern oder Großeltern einst vom Land in die Stadt gezogen waren, versuchte, seine vielleicht litauischen Wurzeln durch ein betontes Bekenntnis zum Deutschtum zu übertönen. Wer nüchtern blieb und vor allem unter dem sinnlosen Krieg litt, konnte, wie überall in Deutschland, seinem Unmut nicht einfach freien Lauf lassen, ohne sich dem großen Risiko gefährlicher Denunziationen auszusetzen. In unserer Familie war es eine entfernter ver-

wandte Tante – zwei Söhne bewunderte ich als höhere HJ-Führer –, deren Zornausbrüche über den Krieg und seinen Urheber gewaltsam unterbunden werden mussten, indem man ihr buchstäblich den Mund zuhielt. Die Erwachsenen hatten also auch Angst. Rückblickend scheint es mir fast unglaublich, dass ich im Alter von sieben oder acht Jahren ein Gefühl für die allgegenwärtige politische Bedrohung entwickelt haben sollte. Aber es gibt Indizien dafür. Ein Kind verfügt wohl über wache Instinkte, wenn es um Anpassung und Überleben geht. Ich hatte nicht nur gelernt, statt „Guten Tag“ „Heil Hitler“ zu sagen, sondern wusste auch, dass manche Leute einen anschnauzten, wenn dazu nicht korrekt der rechte Arm gehoben wurde. Bei den Umzügen der HJ so die Fahnen zu grüßen, war strenges Gebot, dessen Verletzung die jugendlichen HJ-Führer auch Erwachsenen gegenüber in größter Weise rügen durften. Und auch der Satz „Wollen Sie meinen Ausweis sehen?“, den unerwartet irgendwelche Zivilisten wegen irgendetwas mit drohendem Unterton von sich gaben, war mir geläufig. Ein solcher Mensch nahm meinem Bruder und mir auf dem abendlichen Heimweg vom Kino immerhin eine Taschenlampe ab, deren Licht ja feindlichen Fliegern hätte verraten können, wo Memel liegt. Wer solches Unrecht erleidet, wird vorsichtig.

Viel mehr aber als von den erst geahnten Tücken des Regimes wurde die kindliche Vorstellungswelt durch den Krieg ausgefüllt. Er war noch fern und doch allgegenwärtig. Einen ersten, handgreiflichen Kontakt hatte es zwar im Sommer 1941 vor dem Beginn des Unternehmens „Barbarossa“ gegeben. Überall waren Soldaten einquartiert, auch bei uns in dem für ein Dienstmädchen bestimmten Zimmer unter dem Dach. Den ersten Fliegeralarm erlebte ich in diesem Sommer in Nidden, wo sich eine russische Maschine wohl für die auf der Nehrung aktiven Flieger interessierte, gerade als wir bei einigen Luftwaffenhelferinnen oder ähnlichen Amtspersonen einen Kaffee einnehmen wollten. Ernster sahen schon die Trümmer aus, die russische Bomben in der Stadt hinter der Werft hinterlassen hatten. Aber dann gab es vom Kriege lange Zeit nur Großartiges zu hören. Tägliche Sondermeldungen berichteten vom Vormarsch der deutschen Wehrmacht in bald allen Ländern Europas. Und das Schönste daran: Wir kamen nicht als Feinde, sondern als viel umjubelte Freunde, denen sich viele Freiwillige anderer Völker anschlossen. Ich war über die Länder Europas, über die Verbündeten, die Feinde und die Neutralen durch meinen älteren Bruder gut informiert. Mir war auch klar, dass die Engländer mit ihrem dicken Churchill, über den sich die HJ auf Umzügen lustig machte, nicht mehr lange durchhalten würden. Erst

recht nicht die Bolschewiken – so hießen die Russen in amtlichen Verlautbarungen stets –, weil sie ja noch viel zu primitiv waren und mit ihren Haustieren in demselben Zimmer lebten, wie man Zeichnungen in Zeitungen entnehmen konnte. Die „Illustrierten“ und die so spannenden Wochenschauen brachten die Erfolge der deutschen Wehrmacht auch uns Kindern nahe. Also spielten wir vor allem Soldat und Krieg im Freien wie mit Papiersoldaten im Kinderzimmer. Nichts war selbstverständlicher, wohl auch in den Augen der Erwachsenen. Denn der Satz „Du willst doch auch einmal Soldat werden“ gehörte zum Standardrepertoire erzieherischer Mahnungen aller möglichen Leute. Das Kriegsspiel offenbarte freilich gewisse Ambivalenzen. Mein Bruder, der nicht einmal eine ordentliche HJ-Uniform besaß und daher immer am Ende marschieren musste, litt unter allerlei Gemeinheiten, die sich die nur wenige Jahre älteren HJ-Führer erlaubten. Und auch der ältere Spielkamerad aus der Töpferstraße, der schon einen solchen Rang bekleidete, gehörte zu jenen, denen man auch im Spiel nicht trauen konnte. Hinzu kam, dass eine Niederlage nicht immer zu vermeiden und eine Tracht Prügel dann die Folge war. Im Spiel beanspruchte auch der Gegner, wenn er schon die Engländer oder Russen spielen musste, jedenfalls faire Behandlung. Doch es schien, dass mancher davon nicht viel wissen wollte.

Es gab also immer auch die andere Seite, die Nichtdeutschen, nicht nur im Spiel, nicht nur in Gedanken, sondern auch in der Realität. Freundliche Verbündete sind die Italiener auf Süderspitze gewesen, die bei Fliegeralarm die in regelmäßigen Abständen aufgestellten Nebeltonnen öffneten, worauf sich ein weißes, gasförmiges Gemisch über den Hafen legte, das fürchterlich zum Husten reizte. Warum diese italienische Spezialtruppe später verschwunden war, hat mir niemand erklärt. Freundliche Mitmenschen waren auch die in der Stadt verstreut lebenden und arbeitenden Kriegsgefangenen aus Frankreich. Vier von ihnen wohnten in einer Buchbinderei in der Töpferstraße, die direkt an den großen Hof grenzte, in dem wir zu spielen pflegten. Der fast tägliche Kontakt war nicht nur freundschaftlich, sondern zuweilen auch einträglich, weil dieser oder jener etwas ergattern konnte, was es bei uns sonst nicht gab, Nugat zum Beispiel. Die beiden Offiziere aus dieser Gruppe waren in der Stadt auch in ihrer französischen Ausgehuniform mit dem charakteristischen runden Käppi, wenn nicht gar mit einem Degen, anzutreffen. Ihre Gefangenschaft war kaum mehr als eine Ehrenhaft, die das Gefühl, dass auch der Gegner Respekt verdiene, befriedigte. Einen anderen Eindruck hinterließ der Besuch in einer Torfstecherei in der Nähe von Prökuls. Für diese war offenbar

die Firma meines Vaters verantwortlich, der mich einmal in seinem der Firma gehörenden Pkw Marke „Adler“ mitnahm, um den dort arbeitenden französischen Kriegsgefangenen Kleidung zu bringen. Es war ein dunkel verhangener Tag, der diese einsame Moorlandschaft in der Nähe des Haffufers, die ich noch niemals besucht hatte, wohl noch trüber erscheinen ließ, als sie es ohnehin ist. So machten auch die Gefangenen, die sich einzelne Kleidungsstücke heraussuchten, einen traurigen Eindruck. Niemand lachte hier, wie doch zuweilen unsere Franzosen in der Stadt. Es erleichterte mich, dass mein Vater ihnen etwas Gutes tat.

Es muss noch im Sommer 1941 gewesen sein, als tage- und wochenlang in endlos erscheinenden Kolonnen Tausende von russischen Kriegsgefangenen durch die Straßen Memels geführt wurden. Die müden Gestalten mit ihren fremdartigen Uniformen und Kopfbedeckungen müssen eine ganze Zeit lang zum alltäglichen Bild der Stadt gehört haben. An einem heißen Sommertag reichte eine Frau den durchziehenden Russen Wasser. Der deutsche Bewacher goss es auf die Straße. Ich verstand das nicht. Rückblickend ein Mosaiksteinchen, das in dem Kinde, noch kaum bewusst, Zweifel nährte. Oder begann ich zu lernen, dass es Menschen von verschiedenem Wert gab? Zum Beispiel auch die beiden polnischen „Fremdarbeiter“, denen ich im Lebensmittelladen in der Nähe, wohin ich allein zum Einkaufen geschickt worden war, begegnete. Sie wollten Brot oder Kartoffeln kaufen, aber mit Lebensmittelmarken, für die man, wie ich wusste, nur Seife erhielt. Weder die Verkäuferin noch eine dort anwesende Hausfrau machten den geringsten Versuch, die Polen über ihren Irrtum aufzuklären. Schweigende, abweisende Gesichter, ich wagte nicht, etwas zu sagen. Das Gift des Rassendünkels begann seine Wirkung zu tun, auch bei ganz einfachen Menschen, denen kein Pole irgendetwas getan hatte. Die kleine Szene hat sich sicher nach meinem Aufenthalt in Krakau im Sommer 1942 abgespielt. Dort wohnten wir einige Wochen lang bei einer polnischen Familie in Untermiete. Die Vermieterin war eine nette Frau, die mich freundlich zurechtwies, wenn ich Unfug trieb. Auch wenn wir Deutschen in einem eigenen Restaurant aßen, so waren doch vielfältige Kontakte zu Polen, mit denen sich meine Mutter einigermaßen verständigen konnte, ganz normal – in Verkehrsmitteln, bei Besichtigungen, an den bunten Verkaufsständen in der Tuchhalle usw. Auch die Deutschen, die ich in Krakau sah und hörte, fielen mir nicht besonders auf. Merkwürdig zwar, dass in Krakau eine Musikkapelle der HJ durch die Straßen zog – woher kamen die eigentlich, wo es hier doch so viele Polen gab? Und auch

der schreiende deutsche Soldat, der in der Bergbahn Zakopanes dem polnischen Schaffner nichts zahlen wollte, während der Rest seiner Truppe damit keine Probleme hatte, blieb mir als Einzelfall in Erinnerung. Ich hatte die Zeit in Krakau mit Hilfe eines ausführlichen Fotoalbums stets in guter Erinnerung behalten und wohl auch eine gewisse Sympathie für die Polen bewahrt. Deshalb verletzte mich das Verhalten der beiden Frauen in dem Memeler Lebensmittelladen, auch wenn mir das oft höhnische Gerede über die „Polacken“ natürlich bekannt war. Als meine Mutter mit mir einmal die Ambulanz im Krankenhaus aufsuchen musste, tröstete es mich zu sehen, dass es neben dem Behandlungsraum für die deutschen Patienten einen solchen für die Polen gab – sauber getrennt, aber immerhin.

Ist mir in Krakau sonst nichts aufgefallen? Doch. Durch das Ghetto führte eine Straßenbahnlinie, die wir jedenfalls einmal benutzt haben. Das Ghetto erschien mir menschenleer. Nur an einer Straßenecke spielten einsam zwei Kinder. Das ist alles. Ich habe dieses Bild niemals mehr vergessen. Was ich meinen Vater damals fragte und was er antwortete, weiß ich nicht mehr. Dass die Juden etwas Besonderes waren, ist mir spätestens damals bewusst geworden, zumal ich in Krakau hin und wieder jemand mit dem Davidstern auf einer Armbinde sah. Dieses Symbol war mir jedenfalls bekannt, wie auch ein gehässiges Liedchen über die Juden, das mein Bruder von der HJ nach Hause gebracht hatte. Aber Näheres wusste ich nicht. An antisemitische Parolen im Gespräch kann ich mich nicht erinnern, weder in der Familie noch in der Verwandtschaft oder in der Nachbarschaft, nicht einmal in der Schule. Vielleicht war der Judenhass des Regimes dem kindlichen Gemüt einfach noch nicht zu vermitteln, sodass davon nichts haften blieb. Ich möchte aber eher glauben, dass die Erwachsenen in ihrem nationalen Überschwang und in ihrer Verehrung Hitlers dieses Thema mieden, weil es ihnen unangenehm war. Denn bis zum März 1939 hatte man mit den deutschen Juden Memels friedlich und freundschaftlich Tür an Tür gelebt. Für meine Familie galt das in einem wörtlichen Sinne. Das neu erbaute, mit etwa zwölf Wohnungen recht große und moderne Haus in der Baakenstraße war von der Unternehmerfamilie Holzhauer, die zunächst selbst dort gewohnt hatte, teils an Christen, teils an Juden vermietet worden. Meine Mutter hat später oft von den jüdischen Nachbarn erzählt.

Wohl deshalb hat sich in meinem Gedächtnis jene grauenhafte Erinnerung tief eingegraben, die auch andere Memeler meiner Generation mit sich herumtragen. Wir sollten es nicht hören, was die Erwachsenen hinter vorgehaltener Hand tuschelten. Memeler Poli-

zisten hatten nach dem Einmarsch der Wehrmacht in Litauen dicht hinter der deutschen Grenze Juden erschossen, auch 1939 geflüchtete Memeler Juden und solche, die den Schützen persönlich bekannt waren. Vergeblich baten die Opfer um Schonung. Wenn meine Erinnerung nicht trügt, hat mein Vater diese Nachrichten von einem selbst beteiligten Angehörigen der Polizei erhalten. Das Faktum an sich ist ja bekannt. Als eine dunkle Erinnerung kann ich hinzufügen, dass die Geschichte dieser Mordtat furchtbar schockierend gewirkt haben muss. So jedenfalls habe ich die Erwachsenen wahrgenommen. Vermuten kann ich nur, dass der zum Mörder gewordene Informant meines Vaters diese Belastung einfach nicht allein tragen konnte.

IV.

Auch ein Kind wusste nicht nur abstrakt und allgemein, dass ein Krieg mit Sterben verbunden war. Es konnte sich täglich selbst durch einen Blick auf die letzte Seite des „Memeler Dampfboot“ überzeugen. Sie war voller Todesanzeigen mit dem schwarzen Eisernen Kreuz. Tag für Tag. Und das doch wahrscheinlich überall in dem großen Deutschland. Ich habe mir überlegt, ob nicht eines Tages alle Soldaten tot sein würden. Aber bis dahin dauerte es sicher noch lange. Auch in der nächsten Verwandtschaft gab es frühzeitig Gefallene. Ein Onkel hatte in Frankreich den Tod gefunden und war auf dem Memeler Friedhof beerdigt worden. Einen irgendwo abgestürzten Flieger geleitete eine Militärkapelle mit Trauermärschen zu Grabe. Solche Beerdigungen konnten auch Kinder nachspielen. Aber dann verlor der Tod diese individuellen Züge. Es war derselbe Lebensmittelladen, von dem schon die Rede war, in dem das Wort „Stalingrad“ so ausgesprochen wurde, dass ich sofort begriff: Es war dort der Wehrmacht etwas Schreckliches zugestoßen. Bald wusste ich, dass der Sohn unserer Waschfrau in Stalingrad verschollen war. Und dann kam der Abend, an dem meine vierzehnjährige Cousine aus Hamburg, die ich bis dahin nicht gekannt hatte, still am Tisch im Kreise ihrer Memeler Verwandten saß, nachdem sie ihre Eltern im Feuersturm ihrer Heimatstadt verloren hatte. Ihr Schicksal dürfte mich tiefer erschüttert haben, als es mir damals und später bewusst geworden ist. Der Krieg verlor seinen Glanz. Der Vater war längst beim Militär, wenn auch zunächst ungefährdet in Riga. Fliegeralarm und Luftschutzkeller gehörten jetzt zum Leben, obwohl Memel von Bomben ja noch lange verschont blieb. Aber die Sandtüten im Flur, die Anprobe von Gas-

masken, erste gemeinsame Stunden im Keller, dazu die ständigen Kontrollen der Verdunkelung – das alles ließ die Bedrohung aus der Luft doch als recht real erscheinen. Irgendwann war ich wieder in Königsberg, nun in einer Ruinenstadt. In Memel beruhigte man sich gegenseitig mit geradezu ungläublichen Behauptungen, z.B. dieser: Die Stadt sei aus der Luft zwischen Haff und Land gar nicht zu sehen.

Den Verlauf der Ostfront steckte mein Bruder auf einer Landkarte im Kinderzimmer mit Fähnchen jeweils nach dem neuesten Stand ab. Danach konnte auch ein Kind erkennen, dass es rückwärts ging. Die Kriegsschiffe – U-Boote, Torpedoboote und Truppentransporter – lagen zwar weiterhin unbeschäftigt im Hafen und die Wehrmacht hatte in der zweiten Kriegshälfte eine Wachablösung mit klingendem Spiel eingeführt, die täglich zur selben Stunde durch die Straßen marschierte. Aber schließlich waren die Fähnchen auf der Landkarte in der Gegend von Goldap nach Ostpreußen hineingerückt. Ein Freund der Familie erschrak vor diesem Anblick zutiefst und meinte, die Russen würden uns abschneiden. Ich hielt das für ausgeschlossen, obwohl mein sich entwickelnder strategischer Verstand dem Mann nicht unrecht geben konnte. Es gab weitere beunruhigende Vorzeichen. Eines Tages erschienen Matrosen in unserer Straße und begannen, den Boden aufzureißen, um irgendwelche Unterstände anzu legen. Züge nach Litauen verließen den Bahnhof mit einem Waggon vor der Lokomotive, um diese vor Minen zu schützen, die Partisanen legen könnten. Es kam nun auch vor, dass hin und wieder feldmarschmäßig ausgerüstete Truppen die Stadt durchquerten. Die Erwachsenen begannen über die Bedrohung zu sprechen. Meine Großmutter wusste von einem Mann zu erzählen, der am Himmel einen Engel über Ostpreußen habe fliegen sehen.

Großmutter, Tante und Cousins waren 1944 wegen der Fliegergefahr in das Pfarrhaus von Plickten hart an der litauischen Grenze übergesiedelt. Als wir sie besuchten, muss es Juli gewesen sein. Das Korn stand schon hoch, es war heiß. Plickten war ein typisch memeländisches Dorf mit der Besonderheit, dass hier eine Kleinbahnlinie endete. Kirche, Pfarrhaus und Schule standen ziemlich allein in der Landschaft, während sich die einzelnen Höfe im größeren Umkreis um dieses winzige Zentrum verteilten. Ich musste nur wenige Schritte gehen, um im Grase liegend die Stille des Landes zu genießen, das Summen der Insekten und das Gezwitscher der Vögel. Nach einer Weile aber hörte ich noch ein anderes Geräusch. Wie ein ganz fernes Gewitter hallte Geschützdonner von Osten herüber, an- und abschwellend, aber unverwechselbar auch für das Kind. Wenig später

standen an einem Abend, es war der 31. Juli 1944, einige Nachbarn und ihre Kinder beisammen und sprachen über die bevorstehende Evakuierung der Stadt am nächsten Tag. Schaulen war gefallen. Ich wusste ungefähr, wo auf der Landkarte diese litauische Stadt lag und hatte keine allzu großen Befürchtungen. Anders die Erwachsenen. Sie kannten offenbar die strategische Bedeutung dieses Ortes aus der Geschichte des Ersten Weltkriegs. Daher hatte die Marine durchgesetzt, dass Memel von der Zivilbevölkerung rechtzeitig und planmäßig zu räumen war, ein seltener Fall in Ostpreußen. Am nächsten Morgen gingen wir mit einigem Gepäck zur Dange, wo ein Motorschiff namens „Alte Liebe“ auf uns wartete. Eine Musikkapelle intonierte „Muß i denn zum Städele hinaus“, und ab ging es über das Kurische Haff, aber nun in der Nähe des Festlandes nach Labiau über das unruhige Mündungsgewässer des Memelstromes an der Windenburger Ecke, wo ich mit Erstaunen das mir unbekanntes Phänomen der Seekrankheit beobachtete, stolz, davon unbehelligt zu bleiben. Einen Tag nur ertrug meine Mutter das Leben im Flüchtlingstransport mit einer Nächtigung im Heu. Dann machten wir uns selbstständig, steuerten eine Tante in Swinemünde an und verlebten einen wunderbaren, langen Sommer am Strand in einer hübschen Pension, unterbrochen nur durch einen nächtlichen Großangriff englischer Bomber auf Stettin, die ihren Weg über Swinemünde nahmen. Vielleicht sollte ich erwähnen, dass wir bei unserer Anreise am 2. August vor dem Umsteigen in Stettin wegen Luftalarms sofort den Luftschutzkeller des Bahnhofs hatten aufsuchen müssen. Die Menschen dort starrten uns erschreckt an. Sie verstanden, wer wir waren, die ersten dieser Art im Großdeutschen Reich. Einige wurden aggressiv. Andere fassten sich und beruhigten uns.

„Die Front steht fest.“ So hörten wir in Swinemünde allenthalben von jedem, der aus Memel kam oder mit dem nordöstlichen Kriegsschauplatz zu tun hatte. Auch mein Vater, der als Sanitäter einen Verwundetentransport aus dem Baltikum nach Swinemünde begleitet hatte und eines Nachts plötzlich bei uns auftauchte, wird uns ermutigt haben. Jedenfalls beschloss meine Mutter Anfang Oktober, nach Memel zurückzufahren, um Wintersachen zu holen. Niemand hinderte uns an der Rückkehr. Wir wussten nicht, dass wir passend zum Termin der russischen Herbstoffensive in Memel eintrafen. Die Stadt war viel leerer als gewohnt, aber doch nicht verlassen. Am folgenden Tag fuhren wir hinaus zu einem Besuch bei der Großmutter und den bei ihr lebenden Verwandten in Plicken, also nahe an die litauische Grenze. Die nächste Nacht muss voller Schlachtenlärm gewesen sein.

Ich hatte im Schlaf davon nicht viel mitbekommen. Am Morgen war alles still, aber meine Mutter beschloss, nach Memel zurückzukehren. Der Ortsgruppenleiter stand in Parteiuniform am Bahnhof und hatte den bekannten Satz von der fest stehenden Front auf den Lippen. In Memel angekommen, sahen wir die Stadt in Auflösung. Die einen hasteten zum Bahnhof, die anderen zum Hafen. Die SA und weiß Gott wer noch verlud Akten. Die uns ganz neue Botschaft lautete: Die Russen können jeden Augenblick hier sein. Von deutschem Militär war weit und breit nichts zu sehen. In unserem Hause trafen wir eine Lehrerin, auch eine Hundertfünfzigprozentige, die im Treppenhaus laut verkündete, man mache jetzt einen Ausflug auf die Kurische Nehrung. Zu meinem Ärger ging meine Mutter auf eine Einladung der Holzhauers nicht ein, sie zum Kaffee in ihrer Nehrungsvilla zu besuchen. Sie entschied sich mit der richtigen Begründung, die Russen würden doch zum Haff durchstoßen und die Stadt abschneiden, für den Fluchtweg über See und setzte ihn sofort in die Tat um. Schon um die Mittagszeit gingen wir an Bord der „Nordland“, einen leicht bewaffneten Truppentransporter, der ausweislich der Markierung an der Kommandobrücke erst ein einziges feindliches Flugzeug abgeschossen hatte. Im Salon des Schiffes saß neben uns eine neunzigjährige Frau, wie schon in einer anderen Welt. Wo sollte sie noch hin, dachte ich so oder ähnlich. Nach stundenlangem Warten wurde die Besatzung langsam nervös. Ein Marineoffizier schrie herum. Doch wartete man die Nacht ab. In der Dunkelheit brachten Sanitätsfahrzeuge Verwundete, die auf ihren Tragen in die Laderäume des Schiffes gehievt wurden. Der Anblick wirkte beruhigend. Es gab also irgendwo noch funktionierende Wehrmachtseinheiten. Dann schlief ich auf einem Sessel ein. Das Auslaufen des Schiffes in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober 1944 habe ich nicht bemerkt. Als ich am nächsten Morgen sehr früh erwachte, fuhren wir auf hoher See, U-Boote als Geleitschutz neben uns, ein weiteres Transportschiff am Horizont weit hinten. Die Fahrt nach Danzig verlief störungsfrei. Den Fliegeralarm wegen eines russischen Aufklärers nahmen wir nicht ernst. Ich fühlte mich, unter einer Vierlingsflak kauern, sicher. Das Chaos der nächsten Tage im Memelland blieb uns erspart.

In diesen Tagen entschieden sich Lebensschicksale. Die Verwandten wurden in alle Winde zerstreut und blieben zum Teil verschollen. Eine Cousine ging im Memelland verloren. Jahrzehnte später tauchte sie wieder auf, Wolfskind, Analphabetin. Der Vater hatte alle Illusionen längst verloren, als er Anfang April 1945 bei Fischhausen im Samland fiel.